

EINIGE STICHWORTE ZUR PHILOSOPHIE VON MICHEL FOUCAULT (1926 – 1984)



Das Denken des französischen Philosophen, Psychologen und Historikers Michel Foucault ist für das Denken in der Psychotherapie zweifellos hochrelevant und leider viel zu wenig beachtet. Ich widme daher Foucaults Denken im Folgenden einigen Raum, weil ich es als höchst anregend und wegweisend insbesondere für die Entwicklung differenzierter psychotherapeutischer Verständnismuster ansehe. Ich konzentriere mich im folgenden auf historische Aspekte. Foucault sollte man jedoch nicht primär als Historiker sehen. Er verfolgte in seinen historischen Arbeiten u. a. die Absicht, eine "Geschichte der Gegenwart" zu schreiben. Er begründete eine spezifische Sichtweise von

Geschichte, die sich nicht auf die Ermittlung der Realität bestimmter historischer Themen beschränkt, sondern diese Realitäten im Zusammenhang mit dem Zeitpunkt und den Umständen ihrer Problematisierung thematisiert. Er untersuchte die Bedingungen, unter denen ein wissenschaftliches Objekt entstehen konnte und betrieb sozusagen eine Archeologie des Wissens, z. B. im Hinblick auf den Wahnsinn und den „ärztlichen Blick“, der sich zunehmend der Kategorie der Normalität untergeordnet habe.

In seinem Buch „Psychologie und Geisteskrankheit“ (Maladie mentale et Personnalité 1954 / deutsch 1968) behauptete Foucault, dass Mitte des 17. Jahrhunderts die Aufnahmebereitschaft der europäischen Kulturen gegenüber dem Wahnsinn als eine Form der Erfahrung umgeschlagen sei: Die Welt des Wahnsinns wird die Welt der Ausgeschlossenen“ (1968, 104).

In seinem späteren Werk „Wahnsinn und Gesellschaft – Eine Geschichte des Wahnsinns im Zeitalter der Vernunft“ („Histoire de la folie“ 1961 / deutsch 1969) versuchte er u. a. jenen Punkt Null wieder zu finden, „an dem der Wahnsinn

noch undifferenzierte Erfahrung, noch nicht durch eine Trennung gespaltene Erfahrung ist" (1969, 7).

Foucault wollte eine "Geschichte dieser anderen Art von Wahnsinn schreiben, in der die Menschen miteinander in der Haltung überlegener Vernunft verkehren, die ihren Nachbarn einsperrt und in der sie an der gnadenlosen Sprache des Nicht-Wahnsinns einander erkennen" (1969, 7).

Foucault erkannte durchaus an, dass es in allen abendländischen Gesellschaften Menschen gab, die als verrückt und solche, die als krank angesehen wurden: Es handelte sich nach seiner Auffassung jedoch jeweils um Bedeutungen, die in der Gesellschaft unmittelbar erlebt wurden. Diese Bedeutungen hätten sich erst grundlegend verändert, als neue wissenschaftliche Erkenntnisse aufgetaucht und festgelegte wissenschaftliche Corpus, so etwas wie eine Medizin der Geisteskranken, eine Psychopathologie und eine klinische Medizin entstanden seien (2001, 772).

Foucault schrieb in "Wahnsinn und Gesellschaft" zwei parallele Geschichten: einerseits eine Geschichte der Ausschließung des Wahns und der Trennungen,

die sich daraus vollzogen haben und andererseits eine Geschichte der Grenzziehungen, die sich auf dem Feld der Sexualität vollzogen haben, z.B. im Hinblick auf erlaubte und verbotene Sexualität, normale und abnormale Sexualität, die Sexualität der Frauen und die der Männer, die der Erwachsenen und die der Kinder (Foucault 1978, 106).

Ich hebe noch einmal hervor: Foucault wollte nicht – gegen jede Erfahrung – behaupten, es „gebe“ keinen Wahnsinn, der Wahnsinn sei lediglich eine Erfindung oder Folge der Entwicklung der modernen Gesellschaftsformationen, sondern er wollte auf den veränderten gesellschaftlichen Stellenwert der Erfahrung des Wahnsinns und den Umgang mit den Wahnsinnigen hinweisen.

In „die Geburt der Klinik“ („Naissance de la Clinique“ 1963, deutsch 1973) befasste er sich mit den Veränderungen spezifischer Diskurse in der Medizin, die sich in relativ kurzer Zeit Ende des 18. Jahrhunderts vollzogen. Er führte diese nicht allein auf neue wissenschaftliche Entdeckungen zurück, sondern erkannte auf eine neue Ordnung des Diskurses und des Wissens, die zu tief greifenden Brüchen in den Sichtweisen, den

Redeweisen und dem ganzen Ensemble von Praktiken führte, die der Medizin als Stütze dienten (1978, 25).

In seinen Vorlesungen am Collège de France 1974 – 1975, im Deutschen erschienen unter dem Titel „Die Anormalen“ (deutsch 2003), legte Foucault anhand der Analyse von Gerichtsakten und Erziehungsliteratur dar, wie im Verlauf des 19. Jahrhunderts ein neuer Machttypus, die „Normalisierungsmacht“, samt der Diskriminierungskategorie der „Anormalität“ historisch entstanden sei.

Als anormal wurden auf den ersten Blick heterogene Elemente eingeordnet: Menschenmonster, Onanisten, Unverbesserliche. Foucault skizzierte den Zusammenhang dieser Ordnung mit dem Blick auf „psychiatrisch-gerichtliche“ und „psychiatrisch-familiäre“ Machtpraktiken:

Psychiatrisch-gerichtlich sei das „psychologisch-ethische Doppel“ des Delikts entstanden, das die Zustände und die Geschichte, die zur Tat geführt hatten, in den Mittelpunkt stellte und das es erlaubte, das Gefährliche der monströsen Verbrecher als etwas zu begreifen, das sich in allen Individuen findet und deshalb bei allen kontrolliert

werden muß: der Trieb. Die Erfindung des Triebes ermöglichte Wahnsinn und Verbrechen mit Sexualität zu verknüpfen und Monster und Onanisten einer Kategorie zu subsumieren.

Psychiatrisch-familiär sei es im Kontext der Durchsetzung der räumlich beengt lebenden, bürgerlichen Kleinfamilie zur Onanieverfolgung gekommen, in der sich Eltern um die Betten ihrer Kinder versammelten, nächtens deren Hände und Genitalien inspizierten, um sie vor der Onanie zu bewahren.

Die körperliche Nähe der zusammengedrängten Kleinfamilie habe den Inzest zum Thema werden lassen. Foucault nahm sich in diesem Kontext die Freudsche Inzesttheorie vor: Sie diene der moralischen Entlastung der am Sex der Kinder interessierten Eltern, weil sie die Verführungsaktivität den sexuellen Phantasien der Kinder zuschreibe.

Seine Vorlesungen enthalten vor den Beschreibungen der Praktiken der bürgerlichen Onanieverfolgung eine kleine Geschichte kirchlicher Beichtpraktiken, die zu einer neuen Redseligkeit über den Sex motiviert und neue Formen der Seelenanleitung entwickelt hätten.

Im ersten Band seiner späteren dreibändigen Untersuchung über "Sexualität und Wahrheit" mit dem Titel "Der Wille zum Wissen" („Histoire de la sexualité, I: La volonté de savoir“ 1976, deutsch 1977) entwarf Foucault die - gegenüber seinen früheren, binären Sichtweisen - komplexere Kategorie des "Dispositiv" ("dispositif"). Foucault bezeichnete mit dem aus dem militärischen Denken stammenden Begriff des „Dispositiv“ ein komplexes Verständnismuster, das aus einem Netz verschiedener Elemente geknüpft werden kann (1978, 120). Das Dispositiv bildet eine Art von Formation, ein heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, Reglementierungen, Gesetze, Entscheidungen, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz, Gesagtes ebenso wie Ungesagtes, nämlich Praktiken umfasst (1978, 119 f.). Foucaults Denken in Dispositiven zielt auf die Eliminierung unhistorischer Objektivierungen und die Überschreitung des in der Geschichtswissenschaft üblichen Denkens in Kausalverhältnissen. Seine Erklärung verläuft nicht mehr von einem Objekt zum andern, sondern von allem zu

allem. Seine Auffassung von Geschichte ignoriert dabei keineswegs die traditionelle Materie der Wissenschaft von der Geschichte, aber sie strukturiert diese anders: nicht wie üblicherweise die Konvention z. B. nach Jahrhunderten, Völkern, Kulturen, sondern nach Praktiken. Er kommt damit davon ab, Geschichte als eine Abfolge von Großereignissen in einem hierarchisch gegliederten Bestimmungsgefüge zu sehen (2001, 751) und ermittelt statt dessen eine Geschichte von Praktiken, in denen Menschen Wahrheiten gesehen haben, und von ihren „Kämpfen um diese Wahrheiten“ (Veyne 1992, 75).

Wahrheit ist nach Foucault ein Ensemble von veränderlichen Regeln, nach denen das Wahre vom Falschen geschieden und das Wahre mit spezifischen Machtwirkungen ausgestattet wird. Mit der Veränderung der Regeln ändern sich auch die Wahrheiten.

Foucaults hervorragendes, durchgängiges Thema war das Phänomen der Macht. Er widerspricht z.B. der landläufigen Auffassung, dass Macht etwas sei, was man erwerben, wegnehmen, teilen, bewahren oder verlieren könne. Macht ist für ihn keine Entität,

sondern etwas, „was sich von unzähligen Punkten aus und im Spiel ungleicher und beweglicher Beziehungen vollzieht“ (1977, 115).

Im Gegensatz zur konventionellen Sicht, die Macht „oben“ sozial verortet, kommt Macht nach Foucault häufig „von unten“. Machtbeziehungen verhalten sich ihm zufolge zu anderen Typen von Verhältnissen - er nennt z.B. ökonomische Prozesse, Erkenntnisrelationen, sexuelle Beziehungen - nicht als etwas Äußeres, sondern sind diesen Verhältnissen immanent.

Foucault spricht vom „strikt relationalen Charakter der Machtverhältnisse“ (1977, 117) und deshalb von der „Allgegenwart der Macht“ (1977, 114).

Macht ist überall, nicht, weil sie alles umfasst, sondern, weil sie von überall kommt.

Machtverhältnisse sind differentielle Verhältnisse, die die Singularitäten (Affektionen) bestimmen. Machtverhältnisse durchziehen sogar das „Körperinnere“.

Foucaults Theorie der Machtverhältnisse, kehrt die landläufige Sicht auf Institutionen und Staat um: Institutionen sind nicht Ursprung und Erklärung von Macht. Für ihn sind sie lediglich Praktiken, operative

Mechanismen, die Macht voraussetzen und fixieren. Es „gibt“ nicht den Staat, sondern eine Durchstaatlichung (étatisation). Denn das Beherrschen (gouvernement) geht dem Staat voraus. Mit Beherrschen meint er die Fähigkeit des Affizierens in all ihren Aspekten, z.B. das Beherrschen von Kindern, Seelen, Kranken, Familien etc. (vgl. Deleuze 1987, 106).

Ein weiterer bevorzugter Gegenstand von Foucaults Untersuchungen war die historische Problematisierung von Sexualität: Von Sexualität als einer historisch besonderen Erfahrung zu sprechen, die die Individuen dazu brachte, sich als Subjekte einer Sexualität anzuerkennen. Foucault (1977) konstatierte seit dem 18.

Jahrhundert eine Zunahme, eine ständige Erweiterung und immer höhere Bewertung der Diskurse über den Sex, regelrecht eine „diskursive Gärung“ (1977, 28).

Man habe nicht nur den Bereich dessen ausgebreitet, was sich über den Sex sagen ließ und die Menschen gezwungen, ihn ständig zu erweitern, sondern man habe vermöge eines komplexen und vielfältig wirkenden Dispositivs die Diskurse an den Sex angeschlossen.

Auf die Frage nach der Zensur des Sexes vertrat er die Ansicht, eher habe man einen Apparat zur Produktion von Diskursen über den Sex installiert, zur Produktion von immer neuen Diskursen, denen es gelang, zu funktionierenden und wirksamen Momenten seiner Ökonomie zu werden (1977, 35).

Foucault "stieg" in seiner Analyse von der Moderne durch das Christentum hindurch zur Antike zurück und fand es unvermeidlich, die Frage zu stellen, warum das sexuelle Verhalten und die dazugehörigen Genüsse Gegenstand moralischer Sorge und Beunruhigung werden. Er hinterfragt diese ethische Sorge, die - jedenfalls zu gewissen Zeiten, in gewissen Gesellschaften oder in gewissen Gruppen – offenbar wichtiger erscheint als die moralische Aufmerksamkeit, die man auf andere wesentliche Bereiche im individuellen und kollektiven Leben verwendet, etwa das Ernährungsverhalten oder die Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten (1986, 17).

In der "Besorgnis um den Sex" zeichneten sich für Foucault vier Figuren ab, die privilegierte Wissensgegenstände sowie Zielscheiben und Verankerungspunkte für

Machtunternehmungen abgaben: die hysterische Frau, das masturbierende Kind, das familienplanende Paar und der perverse Erwachsene (1977, 127).

Foucault (1976) kam im Hinblick auf die Psychoanalyse, der er viel Aufmerksamkeit widmete, zu der Auffassung, dass sie sich an einem Kreuzungspunkt zweier historischer Prozesse befinde. Einerseits beruhe sie auf einer gigantischen Vermehrung und Institutionalisierung von "Geständnisprozeduren", die für unsere Zivilisation charakteristisch seien und sie habe andererseits unmittelbar Teil an der Medizinisierung der Sexualität. Während in der ars erotica eher die (pharmazeutischen oder somatischen) Mittel, die zur Intensivierung der Lust dienen, Medizin werden, gebe es im Abendland eine Medizinisierung der Sexualität selbst, als wenn sie eine Zone besonderer pathologischer Zerbrechlichkeit im menschlichen Dasein wäre. Sexualität laufe in Gefahr, gleichzeitig krank zu sein und massenhaft Krankheiten zu erregen (1976, 115 f.).

Foucaults besonderes Interesse galt nicht zuletzt dem Verhältnis von Macht und Sexualität. Auch hier kam er zu einer dem

konventionellen Denken
widerstrebende Ansicht. Z.B.
widerspricht er der
Repressionshypothese. Er sieht
die Sexualität nicht als eine
Triebkraft, die der Macht von
Natur aus widerspenstig, fremd
und unfügsam gegenübersteht -
einer Macht, die sich darin
erschöpft, die Sexualität
unterwerfen zu wollen, ohne sie
gänzlich meistern zu können.
Sexualität erscheint ihm vielmehr
als ein "besonders dichter
Durchgangspunkt für
Machtbeziehungen" (1977, 125):
Zwischen Männern und Frauen,
Jungen und Alten, Eltern und
Nachkommenschaft, zwischen
Erziehern und Zöglingen,
zwischen Priestern und Laien,
zwischen Verwaltungen und
Bevölkerungen - wir könnten
hinzufügen, zwischen
Psychotherapeuten und
Patienten. Ihm zufolge fürchtet
Macht nicht Sexualität, sondern
wirkt durch sie. Er erklärte das
sexuelle Elend nicht aus
Repression, sondern durch
Mechanismen, die auf
verschiedene Weise das
Dispositiv der Sexualität
produzieren und bei denen am
Ende Elend herauskommt (1978,
180).

Da Macht für Foucault ein
offenes, mehr oder weniger und
eher schlecht koordiniertes
Bündel von Beziehungen ist,
stellt sich ihm wissenschaftlich

das Problem, ein Analyse-Raster
zu schmieden, das eine Analytik
der Machtbeziehungen
ermöglicht (1978, 126 f.).